

Durs Grünbein – *September-Elegien*

Da: *Erklärte Nacht* (2003)

Genere: lirica - elegia

Redatte nel settembre del 2001, le tre elegie rielaborano l'esperienza dell'Undici Settembre da una prospettiva indiretta, quella del periodo immediatamente successivo agli attacchi alle Torri Gemelli, concentrandosi in particolare sulle modalità di rielaborazione di questa tragedia da parte della società, in particolare newyorkese. Nel primo componimento il poeta si sofferma in particolar modo sul ritorno alla normalità: alla descrizione di gesti e abitudini della quotidianità sono affiancate immagini che rievocano senza alcun pathos gli avvenimenti dell'Undici Settembre, che perdono così la loro aura quasi sovranaturale, venendo ridotti a un mero momento della storia dell'uomo che non turba l'inesorabile procedere del tempo. Tempo che è altresì al centro della seconda elegia che riprende il classico motivo del ciclo delle stagioni: l'arrivo dell'autunno, con il suo clima sempre più freddo, invita a ritirarsi nelle proprie case – un'esortazione alla riflessione su quanto accaduto e a confrontarsi con le conseguenze. La terza e ultima lirica costituisce un simbolico punto d'arrivo del processo di (mancata) rielaborazione dell'Undici Settembre: né la sua rimozione simbolica attraverso il ritorno forzato alla banalità della vita di tutti i giorni con i suoi problemi, né la sua interpretazione come avvenimento mitico e la sua sublimazione attraverso una lingua che serve solamente a «tamponare dolcemente le ferite nascoste», permettono di superare realmente una tragedia – quella della violenza verso i propri simili – che solo superficialmente appare circoscritta a un singolo giorno, ma che in realtà è parte costituenti della storia dell'uomo.

Alessandra Goggio

1

Dann flaut die Erregung ab. Vom Anblick der Supernova
 Erholen die meisten sich bei Arbeit, Glücksspiel und Sex.
 Von allen Mementos bleibt als letztes das leise » It's over«.
 Man betet im Stillen, faltet die Zeitungen, trinkt sein Becks.
 Heimgekehrt in die Liliput-Enge des Alltags; gedenkt
 Wer davonkam des Nachbarn, den ein Hammerschlag traf.
 Schicksal, von *Schläfern* gemacht, erscheint nun als ferngelenkt.
 Daß Flugzeuge Bomben sind, stört kaum den technischen Schlaf.
 Verschämt sieht man manchmal zum Himmel auf. Was dort fliegt,
 Könnte ein Erzengel sein, unterwegs zum gewohnten Fanal.
 In den Straßen der Garküchendunst riecht nach frischem Krieg.
 Mit dem Drama der Schaben verglichen, ist das Leben banal.
 Keiner ist Stoiker hier. Palavernd vor Schwellen und Türen,

Von Terminen und Schulden gejagt, durchheilt man die Stadt.
 Wer hat schon Zeit gehabt, etwas wie Seelenruhe zu destillieren
 Aus der Gewißheit des Todes, und daß alles ein Ende hat?
 Auch Wolkenkratzer – ihr Bau dauert Jahre, Sekunden ihr Fall.
 Anderntags grinst das Kind schon mit ausgeschlagenem Zahn.
 Der Globus dreht seine Runden wie eh und je. Aus dem All
 Gleicht der Fleck in Manhattan einem erloschnen Vulkan.

2

Herbst, der Regenmacher ist da. Vorm Fenster die Fernzüge fegen
 Mit dem Fahrtwind die Tropfen vom Geländer entlang der Gleise.
 Avanti, dem Neujahr entgegen. Vielleicht bringt ja Winter den Segen.
 Früh im Spiegel, wer da? Nach dem Putzen, Zähne zusammenbeißen!
 September, der Herbe, greift unters T-Shirt, zerrt an den Haaren.
 Härter das Licht, es bewirkt, daß die Blicke, vom Sommer erweicht,
 Überall sich an Schnittkanten brechen. „Herr Ober, zwei Klare.“
 Im Stadtpark, wie im Gebirge, ist die Baumgrenze schnell erreicht.
 Aufwind, Abwind – die City entzieht sich von nun an den Ihren.
 Mit grauen Fahnen drapiert, unterwandert von U-Bahn-Schächten,
 Lädt sie zum Rückzug, bis sich am Abend die Schritte verlieren.
 Trübe Aussicht, vom Dunkel verschluckt zu werden, geächtet
 Von einer Witterung, die zum Hausarrest zwingt, von kaltem Beton,
 Kaum unterscheidbar von Taubenbrut. Steif bricht man auf,
 Steigt in den Tag ein, beherzt, und verschwindet als Ton in Ton.
 Terminus, horch, der Gott mit der Tarnkappe, hüstelt und schnauft,
 Dicht auf den Fersen. Versprüht seine Keime für alle und keinen.
 Grippe und Terror, ist die Parole, an der man den Nächsten erkennt.
 Mancher drischt – Feind, komm heraus – auf sein Kopfkissen ein.
 Unter all den Erregern, Sarkasmen, hey, fühlst du dich pudelwohl.
 Rattenscharf in der Kälte, staunend, wie Zeit alles niederwalzt.
 Recht so. Ist Liebe denn nicht dies berauschende Aerosol,
 Das den Tausch zur Tanzstunde macht, im Kalender ein Halt?

3

Weniges dauert an. Zur Schnulze wird das Verlustgefühl,
 Von dem man noch eben sicher war, das geht niemals vorbei.
 Das Lamento der tief Betroffenen, ihr Kniefall im Beichtgestühl,
 Wird albern beim Anblick der brandneuen Uniformen der Polizei.
 Unter der Dusche am andern Morgen, was bleibt von den Tränen?
 Der Kühlschrank sagt dir: Nichts wird so heiß gegessen wie ist.
 Die verschobene Reise ändert wenig an den heimlichen Plänen.
 Auch die Wolke mit Trauerrand hat sich mittags verpißt.
 Wie viele in Hinterzimmern, haust jeder in Hintergedanken,
 Mit dem Kontostand hadern, dem Wetterwechsel, dem Schnupfen.
 Wie gut, daß es Mythen gibt, Lexikonworte wie Moira, Ananke.

Sprache hilft uns, die verborgene Wunde sanft zu betupfen.
Wortreich schließt sich der Kreis: alles Unglück bleibt *en familie*.
Das quengelnde Kind vor dem Spielautomaten nagelt dich fest
An dein Alter, die Sorge des Vaters vor soviel lauernder Infamie.
Ein Blick untern Schreibtisch, in den Papierkorb, gibt dir den Rest.
Müllschlucker Herz: all die Rechnungen, die zerrissenen Briefe,
Lassen die Falltür erahnen darunter, im Keller die Jahre.
Was hilft es zu träumen, daß jemand beim Namen dich rief?
Am Telephon die vertraute Stimme grenzt schon ans Wunderbare.

September 2001